

# Hinter ein Argument schauen, das keines ist



## Ein sozialetischer Kommentar zur Politik mit dem gesellschaftlichen Zusammenhalt

Vor etwa einem Jahrzehnt ‚explodierten‘ Diskurse um den gesellschaftlichen Zusammenhalt: Man beklagt seinen dramatischen Niedergang; man hält es für dringend geboten, ihn zu stärken oder sogar wiederherzustellen. „Wir“, schreibt Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, müssen „alles stärken [...], was uns verbindet“ (2024, 53). Kann die Sozialethik zur öffentlichen Kommunikation über den gesellschaftlichen Zusammenhalt beitragen – und wenn ja, was?

Womöglich ist der Begriff ‚gesellschaftlicher Zusammenhalt‘ diskursiv deshalb so erfolgreich, weil er in mehreren Hinsichten *zugleich* genutzt werden kann: *Erstens* lässt sich damit eine Krise der deutschen Gesellschaft konstatieren, manchmal auch die ‚eigentliche‘ Krise, die anderen zugrunde liegt: Der Zusammenhalt in der Gesellschaft ist zerbrochen, zerrinnt oder ist wenigstens prekär geworden. *Zweitens* werden die Mittel ausgewiesen und beworben, mit denen diese Krise bearbeitet werden kann: Um die Gesellschaft aus ihrer Krise (manchmal gar Krisen) zu bringen, braucht es mehr an gesellschaftlichem Zusammenhalt. Man mobilisiert *drittens*: All das, was man politisch vertritt, dient dazu, diesen Zusammenhang zu stärken oder wiederherzustellen und ist dadurch gerechtfertigt. Die jeweils anderen sollen daran mittun – und deshalb die jeweils eigenen Interessen und Ideen zurückstellen und aufgeben. *Viertens* weist man das große Ziel der eigenen Politik aus und deren ‚Vision‘: eine Gesellschaft, in der die Menschen füreinander eintreten, nach innen wie nach außen zusammenstehen, Gemeinsamkeiten ‚haben‘ und pflegen. Der ‚gesellschaftliche Zusammenhalt‘ steht zu-

*gleich* für das Problem, für die Antwort darauf, für das Mittel sowie das Ziel des Antwortens – und wird so zu einem sich selbst plausibilisierenden Argument.

Mit dem inflationären Gebrauch des ‚gesellschaftlichen Zusammenhalts‘ kehrt ‚die Gesellschaft‘ in die öffentliche Kommunikation zurück. Dass die Einzelnen immer schon voneinander abhängig sind, dass ihre Lebensverhältnisse immer schon strukturiert werden und dass ihre Lebenschancen von ihrer jeweiligen Position in all den Relationen abhängig sind, in denen sie stecken, war in den letzten Jahrzehnten häufig vergessen worden. Man sprach vom ‚Ich‘ und seinen privaten Beziehungen, damit von ‚Familien‘, sprach von Markt und Wettbewerb, in dem sich die ‚Ichs‘ nebeneinander befinden – und man sprach vom ‚Staat‘, der die ‚Ichs‘ zu ‚fordern‘ und zu ‚fördern‘ hat. Man sprach nicht von der Gesellschaft, in der die ‚Ichs‘ gemeinsam stecken, in der sie zu ‚Ichs‘ werden – und deren Teil der Staat ist. Ende der 1980er-Jahre spitzte Margaret Thatcher dies in ihrer Leugnung von ‚so etwas wie Gesellschaft‘ zu: Die Gesellschaft sei eine lausige Erfindung für all jene, die keine Verant-



Manuela  
Wannemacher



Matthias  
Möhring-Hesse

wortung für ihr eigenes Leben übernehmen, stattdessen andere in diese rufen wollten und dadurch Abhängigkeiten und Verpflichtungen erzeugten, wo ‚von Natur aus‘ keine bestünden. Nun aber wird der ‚gesellschaftliche Zusammenhalt‘ besprochen – und ‚die Gesellschaft‘ ist wieder da: Mit der Metapher ‚Zusammenhalt‘ stehen die wechselseitigen Abhängigkeiten und Angewiesenheiten, das strukturierende Verhältnis und das vorgängige ‚Zusammensein‘ wieder im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit. In der Gesellschaft spricht man wieder über die Gesellschaft – und dies im Modus ihres Gefährdetseins.

Auch wenn man in der Sozialethik gelegentlich die ein oder andere Anleihe am einst hegemonialen Ordo- und später auch am Neoliberalismus genommen hat, die Gesellschaft ging dabei nicht verloren. Nicht zuletzt in Absetzung von ‚der Moraltheologie‘ hat man Sozialethik durchweg als Gesellschaftsethik betrieben – und war daher mit der richtigen Ordnung der Gesellschaft beschäftigt, mit Strukturen, mit wechselseitigen Abhängigkeiten, mit Ungleichheiten und Relationen. Vom ‚gesellschaftlichen Zusammenhalt‘ war